

DIE KONTINGENTE GESELLSCHAFT

UND DIE NOTWENDIGKEIT DER UTOPIE

Ein Essay von Anil K. Jain

Schwimmen in einem endlosen Meer der Möglichkeiten. Dahin treiben im Strom der Vielfalt. Den Tanz der Zufälle betrachten. Die Gelegenheiten, die sich bieten, ergreifen. Mit der Fülle des Angebots spielen. Schwelgen in der Chance. Ist das die Kunst der Kontingenzen?

Die andere Seite: Zurückschrecken vor der Unberechenbarkeit. Erdrückt sein von der Last der Optionen. Ersticken an der Vielfalt der Wahlmöglichkeiten. Lähmung durch die Vielzahl der Alternativen erfahren. Untergehen in der See der Entscheidung. Zerbrechen an der Unsicherheit der Eventualität. Ist das der Abgrund der Kontingenzen?

Kontingenzen jedenfalls ist die Signatur des Zeitalters. Utopie wiederum ist die Signatur der Kontingenzen. Das Mögliche steht in einer engen Wechselbeziehung mit dem Unmöglichen. Mehr noch: Das Unmögliche bringt das Mögliche erst hervor. Und das Mögliche (ver-)birgt das Unmögliche. Wir leben in der Diktatur des Möglichen: der kontingenten Gesellschaft.

Um diese Diktatur des Möglichen, das in Wahrheit das Faktische ist, zu brechen, um das vermeintlich Unmögliche im Namen der *Möglichkeiten* möglich zu machen, gilt es, den Raum der Kontingenzen zu erschließen und zu beschreiten. Doch das erfordert einen *anderen* Begriff von Kontingenzen als er gebräuchlich ist.

DIE OBERFLÄCHE DER KONTINGENZ

Auf der Ebene der Phänomene haben die Beobachter der Gesellschaft eine Zunahme der Vielgestaltigkeit, der Unbestimmtheit, der scheinbaren Beliebigkeit und des in sich Widersprüchlichen festgestellt (vgl. z.B. Hassan 1985). Gerade das Element der Unbestimmtheit ist eine Herausforderung für das eingrenzende Spiel der Wissenschaften. So werden die unscharfen Konturen der kontingenten Gesellschaft mit scharfsinnigen Versuchen der terminologischen Umhegung fokussiert und damit festgeschrieben. Die verwendeten Begriffe zielen dabei darauf ab, die Ebene der Phänomene »wörtlich« (und das bedeutet immer zugleich auch metaphorisch) abzubilden. Die Unschärfe der Verhältnisse wird entsprechend in unscharfe Begriffe gefaßt: Nichts steht fest, alles ist im Fluß, und genauso flüssig werden die Begriffe. Selbst die »flüchtige Moderne« (Bauman 2003) entrinnt darum nicht der theoretischen Verdichtung (siehe hierzu Jain 2002). Ebenso die Vielgestaltigkeit der Lebensumstände und sozialen Muster spiegelt sich – in der Vielzahl der aktuellen Begriffe und Konzepte (vgl. im Überblick Pongs 1999 und 2000). Man könnte nun – aufgrund ihrer Menge und Unterschiedlichkeit – vermuten, daß diese Begriffe für den Kontingenzencharakter der aktuellen Verhältnisse selbst kontingenten Charakter im Sinne des Beliebigen haben. Doch es handelt sich um eine in Hinblick auf ihren Zweck *notwendige*

Beliebigkeit. Denn alle gängigen Ansätze einer Annäherung an das Phänomen der Kontingenz der sozialen Verhältnisse versuchen, die wahrgenommene Oberfläche der Kontingenz konzeptionell und begrifflich abzubilden, anstatt etwas über den tieferen Charakter von Kontingenz selbst zu offenbaren – womit es aber tatsächlich zu einer Verschleierung der »Natur« des konkreten Kontingenzcharakters der sozialen Verhältnisse kommt.

Das erklärt auch, warum selbst kritische Ansätze nicht zu einer befriedigenden Fassung des Problems der Kontingenz im Bereich der Gesellschaft kommen können. Sie verbleiben alle im Spielfeld des Bezeichnens. Denn das Bezeichnen vermittelt die Illusion, daß mit der Bezeichnung auch Macht über den bezeichneten Gegenstand gewonnen wird. Darin liegt die Magie der Wissenschaft. Und sie erliegt ihrem eigenen Zauber. Hinter der (begrifflichen Abbildung der) Möglichkeit – und ihren Offenbarungen wie ihren Drohungen – verschwindet das Unmögliche (die Utopie) aus dem Blick, das eigentlich der Horizont ist, vor dem sich Möglichkeit erst entfaltet. So steht hinter all den inflationären Metaphern des Möglichen ein gemeinsames Bild von Kontingenz, das es zu enthüllen und zu dekonstruieren gilt, um den *anderen Raum* der Kontingenz zu entfalten.

Dieses konventionelle, von der klassischen Philosophie übernommene Bild der Kontingenz ist in seinen Grundzügen denkbar einfach: alles was ist, aber nicht notwendig (so) ist, hat kontingenten Charakter. Auf die gesellschaftliche Ebene übertragen bedeutet die Vorstellung einer Zunahme des Kontingenzcharakters demgemäß vor allem, daß die Offenheit sozialer Strukturen zugenommen und die Verbindlichkeit sozialer Beziehungen abgenommen hat. Zum derart aufgefaßten sozialen Raum der Kontingenz kann man sich nun jedoch auf verschiedene Weise positionieren. Man kann den Kontingenzcharakter der modernen Gesellschaft schlicht deskriptiv voraussetzen (vgl. z.B. Luhmann 1992). Man kann die Zunahme des Möglichen als Befreiung aus den Zwängen der Notwendigkeit begrüßen (vgl. z.B. Gross 1994). Man kann eine kritische Sichtweise pflegen, die das individuell belastende Moment der Unverbindlichkeit und des kontinuierlichen Wandels in der kontingenten Gesellschaft – als Zwang zur Flexibilität – herausstreicht (vgl. z.B. Sennett 1998) und den Verlust gemeinsam geteilter, verbindlicher Werte beklagen (vgl. z.B. MacIntyre 1981). Man auch kann eine ambivalente Position einnehmen, die die Zunahme der Optionen einem Schwinden von Ligaturen gegenüberstellt (vgl. z.B. Dahrendorf 1979). Oder man kann die Rede vom Anwachsen der sozialen Freiheitsräume sowie der individuellen Wahlmöglichkeiten als bloße Ideologie entlarven (vgl. z.B. Marcuse 1967).

Bis auf die letztgenannte Sichtweise, die ja die Zunahme der realen Möglichkeiten bestreitet, haben alle genannten Ansätze ein gemeinsames basales Problem: sie können nicht erklären, wie aus Möglichkeit eine soziale Realität entsteht, die nicht rein beliebig und frei formbar, sondern durchaus in einer gewissen Weise »verhärtet« und »zwanghaft« ist. Formulierungen wie »Zwang zur Freiheit« (Beck 1986 in Anlehnung an Rousseau) spiegeln dieses Dilemma. Und selbst die ideologiekritische Sicht bleibt insofern im gängigen Vorstellungsraum gefangen, als sie ja nicht das zugrundeliegende Bild der Kontingenz als pure Möglichkeit in Frage stellt, sondern lediglich auf die Diskrepanz zwischen Möglichkeit, sozialer Selbst-Beschreibung und Wirklichkeit hinweist. Deshalb ist eine andere Sicht auf das Feld der Kontingenz erforderlich.

EINE (NEGATIVE) VORLÄUFIGE ANNÄHERUNG AN DEN RAUM DER KONTINGENZ

Ich möchte Kontingenz – ganz dinglich – zunächst als einen Raum, den Raum des Möglichen, begreifen. Der Charakter des Raums ist allgemein die Leere. Ein anderer Begriff für Leere ist Weite – das Nichts und die Unendlichkeit: die Dialektik des Raumes. Damit aber ein (konkreter) Raum erfahrbar wird, muß er gleichzeitig aus dem Nichts und aus der Unendlichkeit hervortreten, d.h. er muß eine Begrenzung erfahren. Die Grenze läßt den abstrakten Raum wirklich werden. Vielleicht ist aber auch Wirklichkeit nichts anderes als eine Grenze im Raum.

Wie jedoch ist das Verhältnis von Möglichkeit zu Raum und vor allem zu Wirklichkeit konkret vorzustellen? Lassen wir uns dazu auf das Spiel philosophischer Logik ein: Möglichkeit ist ein Zwischen-Raum, sie ist, was bereits aus dem Begriff selbst hervorgeht, weder unmöglich, noch ist sie wirklich. Denn was wirklich ist, kann in einem strengen Sinn nicht (mehr) möglich sein. Es ist *verwirklichte* Möglichkeit. So gesehen ist der Begriff der Möglichkeit notwendig immer auch an eine Vorstellung von Zeitlichkeit gekoppelt. Möglichkeit ist Noch-Nicht-Wirklichkeit (und vielleicht auch Niemals-Wirklichkeit). Trotzdem ist das Verhältnis von Möglichkeit und Wirklichkeit nicht alleine durch Zeitlichkeit gekennzeichnet. Wäre das so, so wäre Möglichkeit mit Zwangsläufigkeit und Notwendigkeit gleichzusetzen. Aber anders als der zwingende Punkt der Notwendigkeit stellt die Möglichkeit offenbar einen größeren *Raum* potentieller Wirklichkeit dar, der – irgendwann und irgendwie – zur Wirklichkeit gerinnt: Durch das Eintreten einer Möglichkeit erfolgt eine *Punktualisierung der Kontingenz*. Der Kontingenzzraum schrumpft auf *einen* Punkt, *eine* Möglichkeit zusammen, die mit ihrer Realisierung alle anderen Möglichkeiten »unmöglich« oder doch zumindest »unwirklich« macht. Das Wirkliche ist (demgemäß) eine räumliche Begrenzung der Möglichkeit, die durch Zeitlichkeit eintritt.

Damit ist jedoch noch immer nicht geklärt, wie der an sich offene und abstrakte Raum der Möglichkeit zur Konkretheit eines begrenzten und bestimmten Raumes wird, der Wirklichkeit gebären kann. Für diese Frage ist – paradoxerweise – das Unmögliche die maßgebende Kategorie. Denn das Unmögliche ist ja schon von der begrifflichen Bestimmung her der (negativ) begrenzende und damit aber zugleich auch (positiv) bedingende Rahmen des Möglichen. Was möglich ist, tritt erst durch diese Rahmung aus der umgebenden Unmöglichkeit heraus, wird erst in der Begrenzung durch eben das Unmögliche zur »tatsächlichen« Möglichkeit. Unmöglichkeit, als das Andere des Möglichen, ist somit Bedingung des Möglichen – und letztlich des Wirklichen. Folglich steht auch der Nicht-Ort der Utopie, der die Unmöglichkeit in der Imagination konkret verkörpert, in einem bedingenden und ermöglichenden Verhältnis zur Wirklichkeit. Zunächst bleibt jedoch festzuhalten, daß der Charakter der Kontingenz ebenso sehr auf das Mögliche wie *auf seine Grenze* verweist. Kontingenz ist Möglichkeit, und Möglichkeit bedeutet immer zugleich Begrenzung (da Möglichkeit ansonsten nicht real werden kann). In diesem Sinn wäre die kontingente Gesellschaft also eine begrenzte Gesellschaft – vielleicht auch eine durch sich selbst begrenzte und in sich selbst gefangene Gesellschaft, die den durch die (utopische) Unmöglichkeit verfügbar gemachten Raum der Kontingenz weder beschreitet noch erweitert, sondern im Gegenteil absperrt und beschneidet.

DAS PROBLEM DER ZEIT

Die vorgestellte Auffassung vom bedingenden Zusammenhang zwischen Unmöglichkeit, Möglichkeit und Wirklichkeit beinhaltet aber zwei problematische Annahmen: Die Annahme der Zeitlichkeit im Prozeß der Verwirklichung und die Annahme des Möglichkeitsraums, d.h. eigentlich die Frage, wie aus einer Pluralität der Möglichkeiten eine Singularität der Wirklichkeit entsteht. Das Problem der Zeitlichkeit ist prinzipiell unlösbar, denn es handelt sich um ein perspektivisches Problem: Ich kann, wir können uns keine Welt ohne Zeitlichkeit vorstellen, sondern Zeit ist ein immanentes Element unserer (Welt-)Erfahrung. Kant faßte deshalb, in seiner »Kritik der reinen Vernunft« (1781), Zeit (wie Raum) als a priori gegebene Elemente unserer sinnlichen Anschauung auf. Doch auch wenn Zeitlichkeit ein zugrunde liegendes Element unserer Wahrnehmung und unseres Denkens ist, so bedeutet dies keineswegs, daß unsere Vorstellung von Zeitlichkeit – und ebenso die nur mit Zeitlichkeit denkbare lineare Kausalität – auch unserer eigenen Logik standzuhalten vermag. Nagarjuna, dem großen »Dekonstruktivisten« der indischen Antike, gelingt es im »Mulamadhyamakakarika« unsere konventionelle Sichtweise auf die Zeit in nur wenigen Zeilen fundamental zu erschüttern. Er führt aus:

»If the present and the future/Depend on the past/Then the present and the future/Would have existed in the past [...]/If they are not depending on the past/Neither of the two would be established [...] /By the same method/The other two divisions – past and future/[...] should be understood/[...] So how can time exist?« (Kap. 19)

Folgt man dieser Logik, so erweist sich Zeit, wie wir sie begreifen, als reines Konstrukt, als eine bloß konventionelle Kategorie, die viel weniger transzendental vorauszusetzen als womöglich einfach »praktisch« wirksam ist. Versucht man sich hingegen – auch wenn man es nicht eigentlich kann – von der Vorstellung der Zeitlichkeit zu lösen, so verschwindet, in dieser Konstruktion, auf einmal der Unterschied zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit. Es gilt: Was wirklich ist, ist möglich. Aber auch: Was möglich ist, ist wirklich.

VERWIRKLICHUNG UND DAS PROBLEM DER GERECHTIGKEIT

In dieser Weise betrachtet verliert der Bereich der Möglichkeit jegliches Moment des Beliebigen, sondern wird zu einer Dimension von Wirklichkeit. Andererseits sind die Dimensionen der Wirklichkeit, die durch Möglichkeit gegeben sind, nicht ohne weiteres zugänglich. In der Zeitlichkeit gefangen kann Möglichkeit nur als Wirklichkeit erlebt werden, weshalb Möglichkeit nach Verwirklichung in der Zeit verlangt. Im Vorstellungsraum einer linearen Zeit bedeutet dies: in der Zukunft. Im Vorstellungsraum einer zyklischen Zeit, wie sie etwa in der indischen Kultur verbreitet ist, bedeutet dies: in der Zukunft, in der Vergangenheit oder eben in einem anderen Zyklus.

Das aber führt uns zurück zu dem zweiten oben genannten Problem: Wie entsteht aus dem Raum der Möglichkeit genau *eine* bestimmte Wirklichkeit? Und anschließend an diese Frage: Was bedeutet dies für jene Möglichkeiten, die nicht zur Realisierung gekommen sind oder kommen werden? Eine klassische, allerdings unbefriedigende Antwort auf die erste Frage ist das Moment des Zufalls. Diese Antwort ist unbefriedigend, weil der Zufall hier in der Kette der Argumentation logisch die (Leer-)Stelle einer unbekanntem Determinante einnimmt, also das Problem nicht löst, sondern lediglich verschiebt. Eine andere, im Rahmen eines zyklischen Zeitmodells denkbare Lösung wäre es anzunehmen, daß sich tatsächlich jede Möglichkeit im Zuge des Durchlaufs verschiedener Zyklen verwirklicht. Die Problematik dieser Argumentationsfigur liegt nicht so sehr auf logischer Ebene, sondern darin, daß sie der ethischen Dimension, die mit der zweiten Frage aufgeworfen wurde, nur bedingt gerecht wird: Im (zeitlichen) Wirken der Wirklichkeit schrumpft der Raum des Möglichen, wie erläutert, auf einen Punkt zusammen; alle anderen Möglichkeiten werden dadurch eliminiert und ihrer potentiellen Wirklichkeit widerfährt somit »Ungerechtigkeit«. Diese Ungerechtigkeit wird durch die Vorstellung einer zyklischen Zeit und ihrer alternativen Wirklichkeitslinien aufgehoben. Doch wie können wir je sicher sein, daß alle Möglichkeiten sich tatsächlich realisieren, wo wir doch in »unserem« Zyklus gefangen sind? Wir können es nicht. Aber wir können unserem Unbehagen Ausdruck verleihen und klarmachen, daß wir uns von der Zeit und ihren Zyklen nicht um *unsere* Möglichkeiten betrügen und berauben lassen wollen. Die gleiche Problematik, jedoch in verschärfter Form, gilt für die dem linearen Zeitmodell folgende analoge Annahme der in die Zukunft verlagerten Verwirklichung. Denn im Fortschritt der Zeit werden bestimmte Möglichkeiten sogar zwangsläufig von jedweder Realisierung ausgeschlossen, da sie nicht (mehr) anschlussfähig an die lineare kausale Kette sind.

Wie ist das Dilemma der Verwirklichung zu lösen? Zumindest auf die erste Frage des »Wie?« läßt sich eine eingrenzende beschreibende Annäherung geben, die jedoch auch hinsichtlich der zweiten Fragestellung aufschlußreich ist. Verwirklichung geschieht im Bereich des Sozialen offenbar durch Handlung(en), und folglich bewirkt hier Handlung die Punktualisierung der Kontingenz. Handlung wird zumeist als Ausdruck des freien Willens verstanden. Nunmehr aber eine Freiheit des Willens und damit der Handlungen anzunehmen, also zu postulieren, daß man jede Handlungsmöglichkeit wählen könne, hieße nichts anderes, als das Moment des Zufalls – denn was ist Freiheit anderes als der Zufall, daß das subjektive Wollen im Einklang mit den objektiven Zwängen steht? – in die Ebene der Handlung zu verlagern. Vielmehr möchte ich umgekehrt annehmen, daß wir im Handeln *bestimmt sind* durch die Möglichkeiten. Dieser Bestimmung durch die Möglichkeiten kann man nicht entgehen, und jede Handlung bedeutet, im Negativen, eine Ungerechtigkeit gegenüber allen nicht verwirklichten Möglichkeiten.

Aber jede Wirklichkeit und jedes Handeln bringt neue Möglichkeiten hervor, eröffnet neue Kontingenzzräume, so daß es mit der Punktualisierung der Kontingenz im Wirklichkeitsprozeß immer zu einer gleichzeitigen Depunktualisierung von Kontingenz kommt. Es besteht folglich im Verwirklichungsprozeß eine *Dialektik von Punktualisierung und Depunktualisierung*. Deshalb ist es nicht nur gerechtfertigt, sondern geradezu notwendig zu handeln, um neue Kontingenzen-

und Handlungsräume zu eröffnen. Wenn man will, so kann man darüber hinaus das Gebot aufstellen, daß jede Handlung den Raum der für die Handlung verfügbaren Kontingenz erweitern soll. Wir können der Ungerechtigkeit des Wirklichen nicht entgehen, aber genausowenig können und sollen wir der Verpflichtung an das und durch das Mögliche ausweichen. Diese Verpflichtung an das Mögliche gilt auch und gerade für die kontingente Gesellschaft.

SCHLUßWENDUNG: DIE BEGRENZTHEIT DER KONTINGENTEN GESELLSCHAFT UND DIE NOTWENDIGKEIT DER UTOPIE

Die kontingente Gesellschaft verweist uns – theoretisch und indem wir sie erfahren – auf Möglichkeit *und ihre Grenzen*. Kontingenz bedeutet, wie ausgeführt, ja immer zugleich auch Begrenztheit, da Möglichkeit erst durch Begrenzung hervortritt. Diese Grenze ist nicht beliebig. Konkret: Das Unmögliche ist der Rahmen. Und die Aufgabe. Der Horizont sollte sein – die Utopie, jener Bereich der Imagination, der der Unmöglichkeit angehört, die die Möglichkeit gebiert. Doch die Möglichkeit der Utopie ist in der aktuellen Realität der kontingenten Gesellschaft kaum mehr gegenwärtig, und die Illusion, die Ideologie, daß in der kontingenten Gesellschaft alles möglich wäre, limitiert tatsächlich ihre, unsere Möglichkeiten. Baudrillard (1985: S. 85) schreibt treffend: »der Himmel der Utopie ist auf die Erde herabgekommen«. Doch mit einem Horizont der Utopie, der in bloßer Faktizität aufgeht, verschwindet jede Möglichkeit zu einer *anderen* Gesellschaft zu werden. Gerade für die kontingente Gesellschaft wäre aber der Horizont der Utopie tatsächlich eine Notwendigkeit, um nicht zu erstarren, um ihren Möglichkeitscharakter als reales Potential und nicht nur als Ideologie zu entfalten.

Es gibt eine größere Wahrheit als die Wahrheit des Faktischen, und das ist die Wirklichkeit des Möglichen. Dieser Wirklichkeit sind wir verpflichtet.

Die Entscheidung wagen, anstatt sich an der unbegrenzten Machbarkeit zu berauschen.
Die Gegenwart nicht an das Versprechen der Zukunft verraten und die zukünftige Möglichkeit nicht an die Gegenwart.

Dem Schein der Möglichkeiten widerstehen, um der anderen Möglichkeit willen.

Die Illusionen der Wirklichkeit durchschauern durch selbstvertrautes Mißtrauen.

Die Zwänge der kontingenten Gesellschaft demaskieren.

Utopischen Starrsinn bewahren, um nicht von den Zwängen der Flexibilität verbogen zu werden.

Der Konsequenz durch Imagination entrinnen.

Das Mögliche nicht an das Wirkliche preisgeben.

Die Grenze ziehen, um das Mögliche hervorzubringen.

Den Widerstreit ausleben.

Der Diktatur des Faktischen den Streit verkünden.

Die Utopie bewahren, denn sie ist die einzige Wirklichkeit, die wir besitzen.

LITERATUR:

- Baudrillard, Jean (1985): *Die fatalen Strategien*. München: Matthes & Seitz.
- Bauman, Zygmunt (2003): *Flüchtige Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft – Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Dahrendorf, Ralf (1979): *Lebenschancen – Anläufe zur sozialen und politischen Theorie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Gross, Peter (1994): *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Hassan, Ihab (1985): *The Culture of Postmodernism*. In: *Theory, Culture, and Society*. Vol. 2 (1985), S. 119–132.
- Jain, Anil K. (2002): *Medien der Anschauung – Theorie und Praxis der Metapher*. München: edition fatal.
- Luhmann, Niklas (1992): *Beobachtungen der Moderne*. Opladen: Westdeutscher Verlag
- MacIntyre, Alasdair (1981): *After Virtue – A Study in Moral Theory*. Notre Dame: University of Notre Dame Press.
- Marcuse, Herbert (1967): *Der eindimensionale Mensch – Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*. Neuwied: Luchterhand.
- Nagarjuna: *Mulamadhyamakakarika*. In: Garfield, Jay L. (1995): *The Fundamental Wisdom of the Middle Way – Nagarjuna's Mulamadhyamakakarika*. New York/Oxford: Oxford University Press, S. 1–83.
- Pongs, Armin (1999): *In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? – Gesellschaftskonzepte im Vergleich*. Vol. 1. München: Dilemma Verlag.
- Pongs, Armin (2000): *In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? – Gesellschaftskonzepte im Vergleich*. Vol. 2. München: Dilemma Verlag.
- Sennett, Richard (1998): *Der flexible Mensch – Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlin Verlag.

INFORMATIONSBLATT

Autor(Innen): Anil K. Jain
Titel: Die kontingente Gesellschaft und die Notwendigkeit der Utopie
Untertitel: —
Jahr der Abfassung: 2005
Version/Aktualisierungsdatum: 04/05/2006
Originaler Download-Link: <http://www.power-xs.net/jain/pub/kontingentegesellschaft.pdf>
Erste Druckveröffentlichung: —

Wer Passagen dieses Textes zitieren will, möchte bitte, auch falls eine Druckveröffentlichung vorhanden sein sollte, die PDF-Version als Grundlage verwenden (Version/Aktualisierungsdatum angeben), da die PDF-Version umfangreicher und/oder aktualisiert und korrigiert sein könnte.

Weitere Texte von Anil K. Jain sowie weitere Informationen unter: <http://www.power-xs.net/jain/>
E-Mail-Kontak: jain@power-xs.net

Rückmeldungen sind willkommen! (Aber ohne Antwort-Garantie)

NUTZUNGSBEDINGUNGEN:

Wissen soll frei sein! Bitte zögern Sie nicht deshalb nicht, diesen Text in beliebigen Formen für private oder akademische Zwecke zu vervielfältigen und zu verteilen. Anstatt jedoch den Text an anderer Stelle zum Download zur Verfügung zu stellen, sollte – so lange sie existiert – besser zur originalen Download-Adresse verlinkt werden (siehe oben), um genau Informationen über die Gesamtzahl der Downloads zu erhalten. Im Fall einer nicht-kommerziellen Druckveröffentlichung bitte die Publikationsdaten an den/die Autor(Innen) melden.

Jegliche kommerzielle Verwendung ist ohne die vorherige ausdrückliche Genehmigung durch den Autor/die AutorInnen strengstens untersagt. Als kommerzielle Verwendung gilt jegliche Art der Publikation und Redistribution, die die Erhebung von Gebühren irgendwelcher Art oder die Zahlung von Geld (oder Geld-Äquivalenten) impliziert und/oder zu Werbezecken dient.

Der Text darf in keinem Fall ohne Genehmigung in irgend einer Weise verändert werden. Informationen über die Autorenschaft und, falls zutreffend, über bestehende Druckveröffentlichungen dürfen nicht entfernt oder verändert werden.